

TRANSFER AUS DEN SOZIAL- UND
KULTURWISSENSCHAFTEN



Neue Perspektiven in der Sozialraumorientierung

Dimensionen – Planung – Gestaltung

Ulrich Deinet, Christoph Gilles,
Reinhold Knopp (Hg.)

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Ulrich Deinet, Christoph Gilles, Reinhold Knopp (Hg.)
Neue Perspektiven in der Sozialraumorientierung
Dimensionen – Planung – Gestaltung

Schriftenreihe des Fachbereichs Sozial- und Kulturwissenschaften
der Fachhochschule Düsseldorf
Transfer aus den Sozial- und Kulturwissenschaften, Band 1

Ulrich Deinet, Christoph Gilles, Reinhold Knopp (Hg.)

Neue Perspektiven in der Sozialraumorientierung

Dimensionen – Planung – Gestaltung

Fachhochschule Düsseldorf, Fachbereich
Sozial- und Kulturwissenschaften

Landschaftsverband Rheinland,
Landesjugendamt

FFrank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur



Landschaftsverband Rheinland,
Landesjugendamt



Fachhochschule Düsseldorf,
Fachbereich Sozial-
und Kulturwissenschaften

ISBN 978-3-86596-047-4

2., durchgesehene Auflage 2007

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2007. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Atelier für grafische Gestaltung, Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhalt

Einleitung	5
Martina Löw: Einstein, Techno und der Raum. Überlegungen zu einem neuen Raum- verständnis in den Sozialwissenschaften	9
Christian Reutlinger: Sozialpädagogische Räume – sozialräumliche Pädagogik. Chancen und Grenzen der Sozialraumorientierung.....	23
Ulrich Deinert: Aneignung und Raum – sozialräumliche Orientierungen von Kindern und Jugendlichen	44
Norbert Herriger: Sozialräumliche Arbeit und Empowerment – Plädoyer für eine Ressourcenperspektive	64
Reinhold Knopp: Soziale Arbeit und Soziale Stadt	78
Antje Eickhoff: Handlungsempfehlungen zum Programm „Soziale Stadt“ aus der Sicht einer Quartiersmanagerin	105
Inge Nowak: Mo.Ki – Monheim für Kinder: Konsequente präventive Ausrichtung der Kinder- und Jugendhilfe	114
Andreas Hopmann: Sozialraumorientierung in der Jugendhilfeplanung	122
Johannes Schnurr: Sozialraumorientierung und Ressourcensteuerung.....	139
Ulrich Deinert/Richard Krisch: Der „sozialräumliche Blick“ der Kinder- und Jugendarbeit	148
Christoph Gilles: Qualität durch Konzeptentwicklung. Die Sozialraumanalyse als Basis einer innovativen Zielfindung	166
Ute Dithmar: Sozialräumliche Konzeptentwicklung in der Jugendarbeit – Erfahrungen aus der Praxis.....	186
Autorinnen und Autoren.....	215

Einleitung

Grundlage für diese Publikation ist eine gemeinsame Fachtagung der Fachhochschule Düsseldorf und des Landesjugendamtes Rheinland unter dem Titel „Neue Perspektiven der Sozialraumorientierung, Planung, Aneignung, Gestaltung“ am 24.11.2004 in Düsseldorf. Für den Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Fachhochschule Düsseldorf war diese Fachtagung eine Plattform, um das Thema Sozialraumorientierung im Kontext der akademischen Diskussion in Wissenschaft, Forschung und Lehre im Rahmen der Ausbildung der angehenden Sozialpädagogen/innen und Sozialarbeiter/innen mit der Praxis der sozialen Arbeit zu diskutieren. Das Programm folgte diesem Gedanken, in dem einerseits theoretische Bezüge hergestellt (etwa in dem Beitrag von Martina Löw) und andererseits Praxisprojekte aus Stadtentwicklung und Jugendarbeit vorgestellt wurden.

Mit der Kooperation zwischen der Fachhochschule Düsseldorf und dem Landesjugendamt Rheinland sollte auch der Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis intensiviert werden. Angesprochen waren neben den Fachkräften aus den Jugendämtern und von freien Trägern insbesondere auch die Studierenden und Lehrenden der Fachhochschule, die von diesem Angebot regen Gebrauch gemacht haben.

Aus Sicht des Landesjugendamtes Rheinland hatte die Zusammenarbeit mit der Fachhochschule Düsseldorf einen besonderen Stellenwert. Ziel war es, die nach wie vor zu beklagende Trennung zwischen Ausbildung und Praxis in der Sozialen Arbeit etwas zu schließen. Denn nur eine praxisorientierte Ausbildung ermöglicht eine qualitätsvolle Jugendhilfepraxis. Die Wahl der Fachhochschule Düsseldorf als Tagungsort symbolisiert dieses Bestreben.

Zielsetzung des Buches ist es, die etwas einseitige und festgefahrene Diskussion über die Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit neu zu beleben. Obwohl der Begriff fast überall gebräuchlich ist, verbinden sich in der Praxis der Sozialen Arbeit mit dem Paradigma der Sozialraumorientierung oft einseitig sozial-administrative Maßnahmen wie die Organisationsentwicklung in Jugendämtern

und die Bildung von Sozialraumbudgets. Diese und andere in der Praxis der Jugendhilfe und des Stadtteilmanagements virulente Fragen sollen auf der Grundlage eines erweiterten Sozialraumbegriffs neu diskutiert werden.

Im ersten Teil des Buches (Dimensionen) entwirft Martina Löw ein Konzept, das die Trennung von Subjekt und Raum überwindet und die Konstellation verschiedener sozialer Räume an einem geographischen Ort vorsieht. Christian Reutlinger konstituiert am Beispiel Jugendlicher die subjektive Bedeutung der Kategorie Raum bis hin zu den unsichtbaren Bewältigungskarten verdrängter Jugendlicher. Ulrich Deinet interpretiert die sozialräumliche Aneignung als ein vom Subjekt ausgehende tätigkeitsorientierte Erschließung und Konstituierung der Lebenswelt, die insbesondere aus der Sicht von Kindern und Jugendlichen nicht an die Grenzen administrativer Planungsräume gebunden ist.

Auf dieser Grundlage werden in den Beiträgen des Buches wesentliche Bezüge der Sozialraumorientierung diskutiert.

Der zweite Teil nimmt die aktuelle Diskussion um Sozialräume, verbunden mit dem Projekt der Sozialen Stadt auf. Quartiersmanagement, Stadtteilerneuerung, Empowerment sind die wichtigen Bezüge der Beiträge von Norbert Herringer, Reinhold Knopp und Antje Eickhoff, die sich alle mit der Frage beschäftigen, wie Ressourcen sozialräumlich genutzt werden können, um soziale Problemlagen in Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf in einer Weise anzugehen, die die Segmentierung der Jugendhilfe und der sozialen Arbeit überwindet und ein integratives Konzept entwirft. Dies veranschaulicht Inge Nowak in dem Praxisbeispiel „Moki – Monheim für Kinder“ aus einem Stadtteil mit besonderem Erneuerungsbedarf.

Der dritte Teil des Buches bearbeitet mit den Beiträgen von Andreas Hopmann, und Johannes Schnurr die Sozialraumorientierung unter den Aspekten von Planung und Steuerung. Die Sozialraumorientierung wird in der Jugendhilfeplanung als der zentralen Querschnittsaufgabe der Jugendhilfe diskutiert und umgesetzt. Andreas Hopmann entwirft ein Bild einer sozialräumlichen Jugendhilfeplanung, das die Vielfalt planerischer Betrachtungsweisen und die damit verbundenen Planungsansätze deutlich macht. Johannes Schnurr thematisiert eine

vielfach kontrovers diskutierte Form der Ressourcensteuerung: die an Sozialräume gebunden Sozialraumbudgets.

Der vierte Teil thematisiert die Gestaltung des Sozialraums als Handlungsperspektive der Kinder- und Jugendarbeit: Ausgehend von einer subjektiven Deutung von Sozialräumen versucht eine sozialräumliche Kinder- und Jugendarbeit Aneignungssituationen zu schaffen und die Sozialräume von Kindern und Jugendlichen zu stärken und mit zu gestalten. Ulrich Deinert und Richard Krisch entwickeln mit dem „sozialräumliche Blick“ der Jugendarbeit ein Konzept, das die Lebenswelten unterschiedlicher Gruppierungen in den Blick nimmt und als Aneignungs- und Bildungsräume versteht, um aus einer qualitativen Sozialraumanalyse Ansprüche und Ziele für die Kinder- und Jugendarbeit zu formulieren. Christoph Gilles beschreibt Schritte und Instrumente eines Qualitätsmanagements auf der Grundlage einer Sozialraumanalyse, die Teil einer modernen Qualitätsarbeit sein muss, um die immer wieder auftretenden Differenzen zwischen Bedarf und sozialpädagogischen Angeboten bearbeiten zu können. In ihrem Beitrag stellt Ute Dithmar dazu sehr unterschiedliche Methoden und Praxisbeispiele vor.

Ausblick

Die Sozialraumdebatte in der Jugendhilfe wird weitergehen und braucht aus Theorie und Praxis weiterhin neue Impulse für eine bedarfsgerechte und zielorientierte Umsetzung.

- Die steigenden Fall- und Finanzzahlen in den Hilfen zur Erziehung zwingen die Steuerungsverantwortlichen dazu, alle Möglichkeiten eines effektiveren und effizienteren – eben auch sozialraumorientierten – Mitteleinsatzes zu prüfen.
- Der Einzugsbereich der Kindergärten bildet meist sehr genau den Sozialraum der 3 - 6jährigen Kinder eines Wohnbezirkes ab. Mit der intensiv geführten Debatte um den Bildungsauftrag des Kindergartens gewinnt das Strukturmoment der Sozialraumorientierung hier weiter an Bedeutung.
- Das Themenfeld der Kooperation von Jugendhilfe und Schule macht die Grenzen der Sozialraumorientierung deutlich: Während die Schulbezirke der Grundschulen sich großräumig mit den Sozialräumen der entsprechenden Altersgruppe decken, müssen die zentral gelegenen Schulzentren der Sekundar-

stufe I das Spannungsfeld der Vielfalt von Lebenswelten und Sozialräumen ihrer Schüler/innen konstruktiv bearbeiten. Der Jugendhilfe kommt dabei die Rolle der fachlichen Beratung und inhaltlichen Impulsgebung im Rahmen der Kooperationsprojekte zu.

Ulrich Deinet

Christoph Gilles

Reinhold Knopp

Einstein, Techno und der Raum.

Überlegungen zu einem neuen Raumverständnis in den Sozialwissenschaften

Die wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Raumphänomene ist derzeit groß. Auf allen skalierbaren Ebenen werden Raumkonstitutionsprozesse analysiert: die Herstellung territorial gebundener Nationalstaaten, die Verdoppelung der Realitätserfahrung durch elektronische Netze sowie die alltäglichen Platzierungskämpfe im Stadtteil, der Wohnung etc. Die Erkenntnis, dass Raum nur unzureichend als materieller Hinter- oder erdgebundener Untergrund sozialer Prozesse entworfen werden kann, wird in diesen Prozessen offensichtlich. Dementsprechend wird es zur nahe liegenden theoriestrategischen Operation, Raum als performativen Handlungsvollzug zu entwerfen und tradierte Konzepte von Behälterräumen kritisch zu hinterfragen. Im Folgenden soll zunächst der Blick zurück und in andere Disziplinen gerichtet werden, um zu vergegenwärtigen, wie sich das Bild vom Raum interdisziplinär in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Darauf aufbauend wird im zweiten Schritt gefragt werden, über welche gesellschaftlichen Veränderungen oder empirischen Phänomene solche Disziplinen wie die Sozial- und Kulturwissenschaften, aber auch die Erziehungswissenschaft gestolpert ist, dass sie schließlich begonnen haben, ihr Verständnis von Raum zu revidieren. Der Artikel schließt mit einem Ausblick auf einen relationalen Raumbegriff, der gesellschaftstheoretisch fundiert ist (vgl. auch ausführlich Löw 2001).

Definitionsfragen

Das Bild vom Raum, welcher wie eine Schachtel oder ein Behälter die Dinge, Lebewesen und Sphären umschließt, stammt ursprünglich aus der Antike. So ist zum Beispiel die Aristotelische Vorstellung die eines endlichen – durch die Fixsterne begrenzten – Raums. Dieser Raum ist überall dicht gefüllt. Sein Zentrum bildet die unbewegliche, kugelförmige Erde. Um sie herum befinden sich bis hin zum Mond die Elemente Wasser, Luft und Feuer, welche in konzentrischen

Kreisen angeordnet sind. Jenseits des Mondes bewegen sich die übrigen Planeten im endlichen Raum (vgl. Sturm 2000). Einstein hat diese Raumvorstellung mit der Kurzformel „container“ (Einstein 1960, XIII) verbildlicht, was in der deutschen Rezeption mit „Behälterraum“ übersetzt wird.

Spätestens im 17. Jahrhundert wird deutlich, dass das Verhältnis von Himmel und Erde wesentlich komplizierter ist, als es das damals immer noch dominante Aristotelische Raumbild in seinem Geozentrismus vorsieht. Himmel und Erde können gedanklich nicht mehr verbunden werden, bis Newton die Gültigkeit der irdischen Naturgesetze auch für den Himmel beweist und damit nicht nur physikalische Probleme, sondern auch religionstheoretische Fragen und Ängste bearbeitete. Isaac Newton lebt von 1643 bis 1727, also in einer Zeit großer sozialer Umbrüche. Der dreißigjährige Krieg geht 1648 zu Ende. Die Menschen hungern. Langsam entsteht der vorindustrielle Kapitalismus und mit ihm viele technologische Entwicklungen. Das Bürgertum beginnt sich herauszubilden. Die Chirurgie entwickelt sich zur Wissenschaft und ist an der Etablierung von Konstruktionen des räumlichen Körpers maßgeblich beteiligt; mythische Körperbilder werden schleichend in den Hintergrund gedrängt. In dieser Zeit entwickelt Isaac Newton die Vorstellung von einer homogenen unendlichen Welt. Eine seiner grundlegenden Definitionen, durch welche die Vorstellung vom Raum als Behälter erneut gestützt wird, obwohl Newtons Modell eigentlich Unendlichkeit vorsieht, ist die vom „absoluten Raum“: „Der absolute Raum, der aufgrund seiner Natur ohne Beziehung zu irgendetwas außer ihm existiert, bleibt sich immer gleich und unbeweglich“ (Newton 1988, 44, original 1687).

Newton entwirft Raum als eine von den Körpern selbständige Realität. Dies war, wie Carl Friedrich von Weizsäcker betont, keineswegs selbstverständlich, sondern das Ergebnis einer Abstraktionsleistung, die erst Newton in dieser Präzision vollbringt (von Weizsäcker 1986, 237). Durch diese Absolutsetzung, die Newton in seinen Schriften durch den „relativen Raum“ ergänzt, wird die Vorstellung vom container nicht wirklich in Frage gestellt. Der Raum bleibt ein Behälter, der mit verschiedenen Elementen angefüllt werden kann, jedoch auch als „leerer Raum“ existent bleibt. Damit erhält zum einen die Vorstellung vom starren, unbeweglichen Raum, die das Denken bis heute leitet, erneut Gewicht, zum anderen entsteht mit der Idee der Leere die Vorstellung der beliebigen Möglichkeiten, Raum einzurichten (Sturm 2000).

Wesentlich ist dabei aber auch, dass Newtons Mechanik ohne die Setzung von absolutem Raum ausgekommen wäre. Über die Gründe, warum er trotzdem auf diese Konstruktion, wie auch auf die Annahme von „absoluter Zeit“, zurückgreift, herrscht in der heutigen wissenschaftlichen Rezeption Uneinigkeit. Es mag sein, dass Newton, wie Max Jammer (1960) und Gabriele Sturm (2000) annehmen, in seiner Theorie die Existenz von „absoluter Zeit“ sowie „absolutem Raum“ unterstellt, um in der nun als unendlich gedachten Welt noch einen Punkt der Ruhe bestimmen zu können, von dem aus Bewegung gemessen werden kann. In jedem Fall dient die Setzung dazu, sich gegen den Vorwurf des Atheismus zu schützen. Newtons religionstheoretische Schriften zeigen, dass theologische Überlegungen bei der Definition von „absolutem Raum“ eine entscheidende Rolle gespielt haben. Gideon Freudenthal (1982) zufolge steht Newton unter dem Druck der Schöpfungsgeschichte, in der Gott im leeren Raum die Welt erschaffen hat. Newton unterstreiche „die Freiheit Gottes, Welten nach Belieben, d.h. vollkommen frei zu erschaffen“ (Freudenthal 1982, 272). In der Vorstellung Newtons ist der Raum eine Naturgegebenheit, die nur durch Gott wieder aufgelöst werden kann.

Newtons Vorstellung vom absoluten Raum bleibt bereits zu seiner Zeit nicht unangefochten. Vor allem Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) wendet sich in einem Briefwechsel mit Samuel Clark, welcher sich zum Verfechter von Newtons Ideen erhebt, gegen die Vorstellung, es gäbe einen selbständigen Gegenstand „Raum“ und betont statt dessen die Räumlichkeit der Körper. In seinem dritten Brief schreibt Leibniz: „Ich habe mehrfach betont, daß ich den Raum ebenso wie die Zeit für etwas rein Relatives halte; für eine Ordnung der Existenzen im Beisammen, wie die Zeit eine Ordnung des Nacheinander ist“ (Leibniz 1966³, original 1715/1716, 134). Raum ist für Leibniz der Inbegriff möglicher Lagebedingungen überhaupt. Von Weizsäcker formuliert die Konsequenzen dieser Raumvorstellung:

„Man dürfte dann strenggenommen nicht sagen: ‚dieser Körper befindet sich an diesem Ort‘, sondern nur: ‚er befindet sich, von jenem anderen Körper aus gesehen, an diesem Ort‘“ (von Weizsäcker 1990, 138).

Newtons Mechanik (wie auch Kants Raumbegriff) basieren auf der Grundannahme, dass Raum über die euklidische Mathematik bestimmbar sei. Um 1830 zeigen drei Mathematiker (Carl Friedrich Gauß, Nicolaj Iwanowitsch Lobat-

schewskij und János Bolyai) unabhängig voneinander die Möglichkeiten einer nichteuklidischen Geometrie auf. Mit der Erkenntnis, dass es nicht nur eine einzig logische Geometrie geben kann, verändert sich auch die Einstellung zum Raum. Das Kantsche a priori, demzufolge Raum ein vor Erfahrung liegendes Prinzip ist, welches Ordnungen im Sinne der euklidischen Lehrsätze produziert, kann in diesem Sinne nicht mehr zutreffen. Wie Gabriele Sturm in ihrer methodologischen Habilitationsschrift „Wege zum Raum“ (2000) aufzeigt, stößt zwar die nichteuklidische Geometrie zunächst auf Unverständnis, erhält dann jedoch eine hohe Plausibilität aus der Erkenntnis, dass die gekrümmte Erdoberfläche nicht euklidisch sein kann. Für das Universum zeigt kurz darauf Albert Einstein (1879-1955), dass dessen Geometrie nicht euklidisch ist.

Für die Theorie des Raums bedeutet die Relativitätstheorie, dass der metaphysischen Konstruktion des absoluten Raums gänzlich die wissenschaftliche Basis entzogen wird. Dies betrifft nicht die Newtonsche Theorie im Allgemeinen, die schließlich auch ohne die Setzung des absoluten Raums plausibel formuliert werden kann, sondern nur die Absolutsetzung von Raum. In der Physik wird das Einsteinsche Modell vom Raum als „Lagerungs-Qualität der Körperwelt“ (Einstein 1960, XIII) zum allgemein gültigen Modell, welches die Newtonsche Mechanik als Spezialfall integriert. Die Lageverhältnisse, die den Raum bilden, werden von Einstein als in stetiger Bewegung befindlich analysiert. Der Raum ist die Beziehungsstruktur zwischen Körpern, welche ständig in Bewegung sind. Das heißt, Raum konstituiert sich auch in der Zeit. Raum ist demnach nicht länger der starre Behälter, der unabhängig von den materiellen Verhältnissen existiert, sondern Raum und Körperwelt sind verwoben. Der Raum, das heißt die Anordnung der Körper, ist abhängig vom Bezugssystem der BeobachterInnen.

Sozialwissenschaften

All diese Erkenntnisse haben jedoch lange die Sozialwissenschaften unberührt gelassen. Man dachte den Staat, die Stadt oder den Körper als geschlossenen Raum. Dann mehrten sich Erfahrungen mit dem Internet, mit Globalisierung und auch mit Jugendkulturen, die dieses homogene Raumbild zerstörten, die es un-

möglich machen, mit einem Behälterraumbild verstanden zu werden. Dies kann zunächst am Thema der Globalisierung erläutert werden.

Fokussiert man in Globalisierungsuntersuchungen auf die räumlichen Dimensionen der Kultur, so zeigt sich bald, dass der globale Strom kultureller Güter (Musikhits, Kleidung, Nahrung etc.) wie auch der Strom finanzieller Transaktionen gleichzeitig lokale Räume verändert, lokal spezifisch verarbeitet wird und doch weder durch die Analyse lokal geschlossener noch durch die global homogener Räume sinnvoll möglich ist. Saskia Sassen (1994, 1996) analysiert das Verhältnis globaler Räume und lokaler Ausformungen am Beispiel der sich wandelnden finanz- und unternehmensbezogenen Dienstleistungen. Sie arbeitet heraus, dass sich einerseits transnationale Räume bilden, wie zum Beispiel die Offshore-Bankenzentren und neue globale Finanzmärkte, die dem staatlichen Einfluss fast gänzlich entzogen sind, andererseits sich diese transnationalen Räume innerhalb nationalstaatlicher Hoheitsgebiete befinden und demzufolge den jeweiligen gesetzlichen Regelungen unterliegen. Dabei stellt sie fest, dass sich der Dualismus von Nationalstaat und Weltwirtschaft zu einem Dreieck verschoben hat, in dem die dritte Position durch „Global Cities“ eingenommen wird. Diese erfüllen Steuerungsfunktionen für global angelegte wirtschaftliche Transaktionen. Sie werden zu transnationalen Marktplätzen. Einerseits sind sie eindeutig national verortet: Sie unterliegen nationaler Gesetzgebung und bieten eine Vielzahl von Arbeitsplätzen jenseits der tendenziell mobilen Managerposten, da sich in ihnen finanz- und unternehmensbezogene Dienstleistungen konzentrieren (z. B. die Arbeit von SekretärInnen oder RaumpflegerInnen). Andererseits sind global cities jedoch nicht länger nur „Untereinheiten ihrer jeweiligen Nationalstaaten“ (Sassen 1996, 11), da sie mit anderen global cities so eng verknüpft sind, dass diese Städte untereinander mehr Gemeinsamkeiten aufweisen, als sie zu anderen Regionen ihres jeweiligen Nationalstaates entwickeln.

Die Konstitution von Raum geschieht vielmehr gleichzeitig lokal und global. Raum entsteht im Plural. Global ist der Raum durch elektronische Vernetzung charakterisiert. Dieser Raum des Cyberspace basiert jedoch auf lokal gebundenen ebenfalls raumbildenden Aktivitäten. Institutionalisierte räumliche (An)Ordnungen wie die Relationen zwischen geographisch nahe liegenden Städten verschieben sich durch globale Einflüsse. Neue Räume entstehen zwischen einzelnen, privilegierten Städten.

Aber nicht nur globale Finanzströme auch Aktivitäten regionaler Jugendkulturen irritierten Behälterraumvorstellungen. Birgit Richard und Heinz-Hermann Krüger (1997) untersuchen die Techno-Jugendkultur in Hinblick auf imaginäre Räume und reale Räume. Die Technomusik spricht ein breites Publikum, Mädchen wie Jungen und unterschiedliche soziale Schichten an. Zum Tanzen und Feiern treffen sich diese Jugendlichen nicht nur in Diskotheken und bei jährlichen Paraden, sondern auch an schnell wechselnden Orten, die häufig nur für eine Nacht gemietet sind. Die Orte werden durch Flugblätter und Plakate bekannt gegeben. Lagerhallen, Bunker, Tresore, alte Elektrizitätswerke und Fabrikgebäude werden besonders gerne zu Tanzorten umgestaltet. Illegale Treffpunkte wie Autobahnbrücken, Tiefgaragen und Baustellen sind eher in der englischen Subkultur zu finden. Die Techno-Szene zieht sich am Wochenende stundenweise oder ganz in diesen Räumen zurück. Der 24-Stunden-Rythmus, also Zeit, wird mit Hilfe von Drogen außer Kraft gesetzt. Auch Raum wird verändert. Er verwandelt sich in einen „immateriellen Kosmos, in eine Parallelwelt, die Ähnlichkeit mit computererzeugten virtuellen Realitäten hat“ (Richard/Krüger 1997, 6). Richard/Krüger betonen, dass die jugendlichen und jungen Erwachsenen sich in einen Raum begeben, dessen Grenzen sie auflösen, indem diese Grenzen in der Dunkelheit verschwinden. Technische Effekte, künstlicher Nebel und Schwarzlicht erzeugen eine Bildschirm-Atmosphäre in der realen Welt, ein quasi nach außen gestülpter Bildschirm. Das Farbspektrum wird auf bestimmte Farben reduziert, vor allem viel weißes Licht und Stroboskopblitze. Die sich bewegenden Körper werden in punktuelle Lichterscheinungen aufgelöst. Mit dem Stroboskop wird auch die euklidisch geschulte Raumwahrnehmung durchbrochen. Die Tanzenden begeben sich bewusst in den Zustand der Desorientierung. Raum wird durch „Auflösung von Gegensätzen und Gegenständen“ (Richard/Krüger 1997, 7) bestimmt. Es gibt keine Extra-Tanzfläche, überall wird getanzt. Die Räume werden genutzt, aber nicht festgehalten. Ihnen haftet etwas Flüchtliges an. Auch die Musik-Videos, die im Fernsehen gezeigt werden, sind Computersimulationen durch virtuelle Welten. Fliegen und Schwerelosigkeit sind beliebte Motive.

Mit dieser Entwicklung der Tanzkultur einher geht ein Experimentieren mit Körperbildern. Die Körperoberfläche wird gestaltet nach Bildern von Androgynität und Kindlichkeit oder in Anlehnung an Körperbilder der Lesben- und

Schwulenkultur. Licht, Musik und Drogen verändern das Materialitätsgefühl zum Körper und helfen die Bewegungen zu beschleunigen. Das Raumbild eines Behälters, welches auch die Körperwahrnehmung leitet, wird gezielt attackiert. Der sich auflösende Körperraum ist eine Erfahrung, die Jugendliche gezielt suchen.

Neben diesen spektakulären Beobachtungen sind es aber auch ganz alltägliche Raumerfahrungen, die die Neugier auf Räume in den Sozial- und Kulturwissenschaften neu geweckt haben. 1997 überrascht die Zeitschrift „theory and society“ mit einem Beitrag von Michael Mayerfeld Bell, in dem er das Argument entwickelt, dass „Geister“ im Sinne der Präsenz von demjenigen, was nicht physisch da ist, ein untrennbarer Aspekt der Phänomenologie von Ort ist. Mayerfeld Bell argumentiert, dass Menschen Shrine mit der Bedeutung von Originalität belegen. Die Aura eines nun entkörpernten Geistes ist dort anwesend. Das Gleiche vollziehe sich mit Orten im Allgemeinen. In der Erfahrung eines Ortes nehme man die frühere Anwesenheit von Personen wahr und eben dies mache den Ort zu einem heiligen oder einem profanen Ort.

An bekannten alltagskulturellen Beispielen belegt der Autor seine Argumentation: Wenn man ein neues Büro bezieht, hört man erst mal in vielen Geschichten, wer früher schon dort gearbeitet hat. Dann beginnt die Tätigkeit der Geistaustreibung. Man putzt, wirft die alten Bleistifte und heruntergefallene Papiere weg, schiebt den Schreibtisch ein wenig zur Seite, positioniert das Regal neu. Andere kommen und geben Ratschläge, wie sie die Dinge anordnen würden. Sie erzählen von den Geistern des Raums. Man selbst versucht dem Raum einen neuen Geist zu geben: Den eigenen.

Aber auch andere soziale Besetzungsvorgänge sind denkbar. Ein enger Freund von Mayerfeld Bell verstirbt plötzlich. Mayerfeld Bell arbeitet an diesem Tag in seinem Büro. Er weiß noch nichts von dem tragischen Tod. Gegen Abend verlässt er für fünf kurze Minuten sein Büro. In dieser Zeit bricht sein Regal zusammen, Berge von Büchern liegen verstreut auf dem Boden, ebenso ein eiserner Ventilator, welcher zuvor auf dem obersten Bücherregal lag. Hätte er nicht den Raum verlassen, wäre er durch die Dinge vermutlich erschlagen worden. Zur gleichen Zeit wurde kein Erdbeben gemessen, werden keine Bauarbeiten in der Nähe verrichtet – nichts kann den Fall erklären. Vergleichbare Regale stehen in vielen Zimmern. Sie sind nicht umgefallen. Zunächst wird die Angelegenheit

als „eines dieser merkwürdigen Geschichten“ beiseite geschoben. Später erfährt Mayerfeld Bell von dem ungerechten und unverständlichen Tod des Freundes. Und plötzlich tauchen Fragen wie: „Wollte er mich warnen, nicht zu viel Lebenszeit im Büro zu verbringen?“. Geister sind soziale Konstruktionen, schließt der Autor. Menschen belegen Orte mit ihrem Spirit. Als solche sind sie Teil der Alltagskultur. So sehr sie auch ein Produkt sozialer Phantasie sein mögen, bevölkern diese Geister doch die Orte, hauchen ihnen Leben ein und beeinflussen durch die Wirksamkeit der Konstruktion das Handeln.

Räume sind, so kann man aus diesen Fallbeispielen schlussfolgern, besser als stets neu zu produzierende und reproduzierende (An)Ordnungen zu verstehen, welche aus sozialen Gütern und Lebewesen bestehen. Identitätszuschreibung erfolgt über die Eingliederung in Räume sowie umgekehrt Raum nicht mehr von der Aktivität des Konstituierens und damit von einer Handlungspraxis losgelöst werden kann. Dies hat Konsequenzen für eine sozialwissenschaftliche Konzeption von Raum

Vorschlag für eine raumsoziologische Konzeption

Um die Dynamik der Räume, ihre Prozesshaftigkeit, ihr Gewordensein, ihre Vielfältigkeit, aber auch ihre Strukturierungskraft zu begreifen, schlage ich vor, Räume als relationale (An)Ordnungen von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten zu begreifen. Mit dem Begriff der (An)Ordnung wird betont, dass Räume erstens auf der Praxis des Anordnens (als Leistung der wahrnehmend-kognitiven Verknüpfung sowie auch als Platzierungspraxis) basieren, Räume aber zweitens auch eine gesellschaftliche Ordnung vorgeben. Diese Ordnung im Sinne von gesellschaftlichen Strukturen ist sowohl dem Handeln vorgängig als auch Folge des Handelns. Von räumlichen Strukturen kann man demnach sprechen, wenn die Konstitution von Räumen, das heißt entweder die Anordnung von Gütern bzw. Menschen oder die Synthese von Gütern bzw. Menschen zu Räumen (das Wiedererkennen, Verknüpfen und Erspüren von (An)Ordnungen), in Regeln eingeschrieben und durch Ressourcen abgesichert ist. Neben politischen, ökonomischen, rechtlichen etc. Strukturen existieren demnach auch räumliche (und zeitliche) Strukturen. Sie gemeinsam bilden die gesellschaftliche Struktur.

Räumliche Strukturen müssen, wie jede Form von Strukturen, im Handeln verwirklicht werden, strukturieren aber auch das Handeln. Die Dualität von Handeln und Struktur ist in diesem Sinne auch die Dualität von Raum. Das bedeutet, dass räumliche Strukturen eine Form von Handeln hervorbringen, welches in der Konstitution von Räumen eben jene räumlichen Strukturen reproduziert. Die Rede von einer Dualität von Raum bringt so die Überlegung zum Ausdruck, dass Räume nicht einfach nur existieren, sondern dass sie im Handeln geschaffen werden und als räumliche Strukturen, eingelagert in Institutionen, Handeln steuern.

Menschen handeln in der Regel repetitiv, d.h. sie gewöhnen sich Routinen an bzw. erlernen Routinen, die ihre Aktivitäten in gewohnte Bahnen verlaufen lässt. Sie müssen nicht lange darüber nachdenken, welchen Weg sie einschlagen, wo sie sich platzieren, wie sie Waren lagern und wie sie Dinge und Menschen miteinander verknüpfen. Sie haben ein Set von gewohnheitsbedingten Handlungen entwickelt, welches ihnen hilft, ihren Alltag zu gestalten. Um dies genau zu verstehen, hilft die von Anthony Giddens (1988) vorgeschlagene Unterscheidung in diskursives Bewusstsein, das heißt jene Sachverhalte, die Handelnde in Worte fassen können, und praktisches Bewusstsein, das das Wissen umfasst (auch im körperlichen und emotionalen Sinne), welches Handelnde im Alltag aktualisieren, ohne bewusste Reflexion zurückzugreifen. Beide Bewusstseinsformen werden im alltäglichen Handeln ergänzt durch das Unbewusste, verdrängte Motive des Handelns. Die Konstitution von Raum geschieht in der Regel aus einem praktischen Bewusstsein heraus, das zeigt sich besonders darin, dass Menschen sich selten darüber verständigen, wie sie Räume schaffen.

In der fortwährenden wechselseitigen Konstitution von sozialem Handeln und sozialen Strukturen entstehen Räume als Ergebnis und Voraussetzung des Handlungsverlaufs. Sie basieren auf zwei sich in der Regel gegenseitig bedingenden Prozessen: dem Spacing und der Syntheseleistung (Löw 2001). Räume entstehen erstens dadurch, dass Elemente aktiv durch Menschen verknüpft werden. Das heißt, über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse werden soziale Güter und Menschen/Lebewesen zu Räumen zusammenfasst.

Zweitens gehen mit der Entstehung von Räumen meistens (mit Ausnahme der Architekturzeichnung z.B.) Platzierungen einher. Raum konstituiert sich also auch durch das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen bzw. das Positio-

nieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen (zum Beispiel Orteingangs- und -ausgangsschilder). Dieser Vorgang wird im folgenden Spacing genannt. Spacing bezeichnet also das Errichten, Bauen oder Positionieren. Als Beispiele können hier das Aufstellen von Waren im Supermarkt, das Sich-Positionieren von Menschen gegenüber anderen Menschen, das Bauen von Häusern, das Vermessen von Landesgrenzen, das Vernetzen von Computern zu Räumen genannt werden. Es ist ein Positionieren in Relation zu anderen Platzierungen. Spacing bezeichnet bei beweglichen Gütern oder bei Menschen sowohl den Moment der Platzierung als auch die Bewegung zur nächsten Platzierung. Im alltäglichen Handeln der Konstitution von Raum existiert eine Gleichzeitigkeit der Syntheseleistungen und des Spacing, da Handeln immer prozesshaft ist. Tatsächlich ist das Bauen, Errichten oder Platzieren, also das Spacing, ohne Syntheseleistung, das heißt, ohne die gleichzeitige Verknüpfung der umgebenden sozialen Güter und Menschen zu Räumen, nicht möglich.

Wichtig für das Verständnis dieses Raumbegriffes ist es, dass Menschen nicht nur Dinge (also nicht nur die materiale Welt), sondern auch (selbst aktiv in das Geschehen eingreifende) andere Menschen oder Menschengruppen verknüpfen. Wenn Menschen wie Pflanzen, Steine oder Berge Teil einer Raumkonstruktion sein können, dann verliert die Unterscheidung von sozialen und materiellen/physischen Räumen (wie man sie z.B. bei Lefèbvre noch in Ansätzen findet) ihren Sinn. Räume sind, da sie im Handeln entstehen und auf Konstruktionsleistungen basieren, stets sozial. Materiell sind platzierten Objekte, welche zu Räumen verknüpft werden. Diese Materialität ist jedoch nicht als „reine“, „unbeeinflusste“, gar „natürliche“ erkenn- oder erfühlbar, sondern als vergesellschaftete Wesen nehmen Menschen auch die Materialität durch ein tradiertes System von Sinngebungen und damit symbolischen Besetzungen wahr.

Menschen weisen von allen Bausteinen der Räume die Besonderheit auf, dass sie sich selbst platzieren und Platzierungen verlassen. Darüber hinaus beeinflussen sie mit Mimik, Gestik, Sprache etc. die Raumkonstruktionen. Wenngleich Menschen in ihren Bewegungs- und Entscheidungsmöglichkeiten aktiver sind als soziale Güter, so wäre es dennoch eine verkürzte Annahme, würde man soziale Güter als passive Objekte den Menschen gegenüberstellen. Auch soziale Güter entfalten eine Außenwirkung zum Beispiel in Gerüchen und Geräuschen

und beeinflussen in dieser Weise die Möglichkeiten der Raumkonstruktionen. Atmosphäre wird somit zu einer Qualität von Räumen, die nicht selten Ein- und Ausschlüsse (im Sinne von gruppenspezifischen Wohlfühlen oder Fremdfühlen) zur Folge hat (vgl. Löw 2001: 204ff.).

Auf jeder Ebene der Raumkonstitution, der wahrnehmend-kognitiven Verknüpfung wie auch der Platzierungen, handeln Menschen weder individuell einzigartig noch übergreifend identisch. Vielmehr sind Gesellschaften durch Klassen, Geschlechter, Ethnien, Altersgruppen etc. strukturiert. Räume können für gesellschaftliche Gruppen unterschiedlich relevant werden. Sie können unterschiedlich erfahren werden. Sie können Zugangschancen und Ausschlüsse steuern. Sie können zu Auseinandersetzungsfeldern im Kampf um Anerkennung werden. Somit werden über Raumkonstitutionen meist auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse ausgehandelt.

Jede Konstitution von Raum, so kann man zusammenfassen, ist bestimmt durch die sozialen Güter und Menschen zum einen und durch die Verknüpfung derselben zum anderen. Nur wenn man beide Aspekte, also sowohl die „Bausteine“ des Raums als auch deren Beziehung zueinander kennt, kann die Konstitution von Raum analysiert werden. Das bedeutet für das Verständnis von Raum als soziologischen Begriff, das sowohl über die einzelnen Elemente als auch über die Herstellung von Beziehungen zwischen diesen Elementen Aussagen getroffen werden müssen.

Damit kann der hier vorgeschlagene Raumbegriff nur noch in Bezug auf seine Ausgangsannahme, „Raum ist das Resultat einer Anordnung“, als relativistisch bezeichnet werden. Da relativistische Positionen immer ein Primat der Beziehungen behaupten, das heißt, es wird davon ausgegangen, dass die Wirklichkeit sich nur oder in erster Linie über Beziehungen herstellt (vgl. Petzoldt 1924), wird mit der gleichzeitigen Betonung von angeordnetem Objekt und Relationenbildung die relativistische Sichtweise überschritten.

Da erst die miteinander verknüpften sozialen Güter und Menschen zum Raum werden, muss der Relationenbildung große theoretische Aufmerksamkeit gewidmet werden, daher wird der hier vorgestellte Begriff auch als „relational“ bezeichnet. Dies soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass ohne ein Verständnis der Konstitution der sozialen Güter und Menschen als Elemente der Räume und als Resultat der Räume räumliche (An)Ordnungen unbegriffen blei-

ben. Dies sind zwei Perspektiven auf den Konstitutionsprozess, welche nicht als hierarchisch nacheinander geordnete zu verstehen sind (vgl. unter methodologischen Gesichtspunkten Sturm 2000). Es geht also nicht darum, prinzipiell zuerst die Objekte und dann deren Beziehung zu bestimmen, sondern es können genauso zunächst die Beziehungsformen betrachtet und dann daraus das Wissen über die Elemente erweitert werden.

Während auf der einen Seite marxistische Theoretiker wie David Harvey (1985) dem Raum insbesondere in seinen Materialisierungen eine aktive Wirkungsweise zuschreiben, die – in der Tradition von Lefébvre – vor allem durch den Kapitalismus/den Staat als Produzent von Räumen konzeptionell ergänzt werden und gemeinsam ein Produktions-Wirkungs-Gefüge bilden, so wählt insbesondere Benno Werlen (1987) auf der anderen Seite eine Perspektive, die Raum allein als Folgen des Handelns von Individuen entwirft. Quer zu diesen sich ausschließenden Entwürfen schlage ich demnach vor, die Giddensche Dualität von Handeln und Struktur in dem Sinne ernst zu nehmen, dass Raum als Anordnung im Sinne von Potenzial und Zwang gleichzeitig strukturierend wirkt, diese Strukturen jedoch im Akt der Platzierung und Synthese individuell und kollektiv hergestellt werden müssen. Nicht jede Platzierung ist strukturbildend. Eine gesellschaftliche Struktur kann nicht einfach als Summe individueller Handlungen begriffen werden, dennoch kann Raum selbst gesellschaftliche Struktur sein und als solche ist er gerade sozial- und kulturwissenschaftlich von besonderem Interesse in seiner Verwirklichung im Handeln (auch im subversiven Sinne).

Bilanz

Unter Bedingungen von Globalisierungsströmen und multimedialer, elektronischer Vernetzung macht es keinen Sinn mehr, sich Raum in erster Linie als umschließenden Behälter, als Untergrund oder Hintergrund des Handels vorzustellen, wie es kulturelle Überlieferungen in westlichen Gesellschaften nahe legen. Einem solchen territorialen Raum könnte in der modernen Gesellschaft nur noch geringe Bedeutung beigemessen werden. Die vielfältigen Grenzziehungen zwischen Ländern und Menschen, die Anordnungen der Gebäude zueinander, die Konstruktionen, die einer Wohnung zugrunde liegen, sowie die Ensembles der